

(7. Fortsetzung.)

Während der fünf Minuten, die er hier im Angesicht seines ehemaligen Kameraden, von diesem verleugnet, mißachtet, verdrängen mußte, stand Hans von Langenhorst die bittersten Qualen seines Lebens aus. Am liebsten wäre er davon gestürzt, um die Folter dieser Begegnung abzutürzen.

Noch an demselben Tage erklärte er seinen Austritt aus dem Reiterinstitut. Vergebens versuchte der Prinzpal ihn umzustimmen, vergebens fragte er ihn nach dem Grund dieses plötzlichen Entschlusses und zeigte sich geneigt, einer etwaigen Beschränkung nachzugeben. Hans von Langenhorst ließ sich in keine weiteren Auseinandersetzungen ein, sondern beharrte unbewegt bei seiner Entschliebung und ging.

In den nächsten Tagen verließ Hans von Langenhorst die Wohnung nur in den Abendstunden. Alles, was er überwinden zu haben glaubte, war durch die Begnung mit dem Regimentskameraden wieder in ihm lebendig geworden, stachelte und bohrte und juckte in ihm und schmerzte ihn tiefer als je zuvor. Wie Feuer brannte das Bewußtsein in ihm, ein Entgleiser, Desaffizierter zu sein, den die früheren Berufsgenossen über die Achsel anfaßen, dessen sie sich schämten, den sie nicht mehr zu sich rechneten, den sie nicht mehr kannten, mit dem sie nicht mehr auf gleichem Fuße verkehren wollten. Eine tranthafte Scheu, Menschen zu begegnen, entwickelte sich in ihm. So oft er von weitem einen Säbel klirren hörte, so oft er eine Uniform sah, durchschauerte es ihn heiß, fing er an zu zittern und packte ihn eine wahnsinnige Furcht. Ebenso gut wie dieser, konnte auch ein anderer der Kameraden nach Berlin kommandiert oder verlegt werden. Der Muth, sich um eine andere Anstellung zu bewerben, hatte ihn in dieser tiefen Seelendepression ganz verlassen. Eine starke Unlust, eine förmliche Angst vor dem Kampf ums Dasein, eine mimosenförmige Empfindlichkeit beschäftigten sich seiner. Er sah und fürchtete über alle neue Demüthigungen, neue Enttäuschungen. Zugelang sah er zu Hause in seinem einsamen Zimmer und brütete über seine Lage nach. Da fuhr ihm eine Idee durch den Kopf, die schon einmal kurz nach der Substantiation des Gutes in ihm aufgelisten war, die er aber damals kurzerhand von sich gewiesen hatte: Amerika! War es nicht am besten, auszuwandern und, schiffbrüchig wie er nun einmal im alten Vaterlande war, sich drüben eine neue Grifzeng zuzimmern? Da war er sicher, keinen seiner ehemaligen Standesgenossen zu begegnen; da fielen alle hemmenden Schranken weg, die ihn hier auf Schritt und Tritt am Vorwärtskommen hinderten; da kannte ihn niemand; da galt es nicht, gegen Vorurtheile anzukämpfen; da war er vor Demüthigungen und bitteren Erfahrungen denen er hier auf Schritt und Tritt ausgesetzt war und immer ausgeht sein würde, sicher. In Amerika hatte das Sprichwort: „Arbeit schändet nicht“, das man in den europäischen Kulturländern in der Praxis oft in das Gegenteil umkehrte, volle Geltung.

Wohl suchte der Gedanke an Mr. Blackfield und Lizze in ihm auf, aber er schätzte über seine Bedenken sehr bald. Die Vereinigten Staaten hatten in Ausdehnung etwa wie das alte Europa, da brauchte man mit der Maßlosigkeit einer Besetzung nicht zu rechnen, um so weniger, als er ja den Staat Texas in dem die Bestimmungen Mr. Blackfields lagen, meiden konnte.

Merer Muth, neue Lebenslust, neue Thätigkeit durchdrängten den jungen Mann, nachdem er sich zu dem festen Entschluß, auszuwandern, durchgekämpft hatte. Na, Amerika war die Lösung, dahin richtete sich seine Hoffnung, da lag seine Rettung, seine Zukunft.

9. Kapitel.

Mr. Blackfield hatte gleich nach seiner Rückkehr nach Frankfurt a. M. einen ausführlichen Brief an Herrn Gertrig geschrieben. Er hatte ihn von der Erfolgslosigkeit seiner Bemühungen bei dem adelstolzen Ritterhofbesitzer benachrichtigt und dieser Mittheilung das Anerbieten hinzugefügt, ihn nach Amerika zu begleiten und auf seiner Farm in Texas eine Stellung anzunehmen. Das Gehalt, das er ihm bot, betrug das Fünftel des Salärs, das ihm Baron von Langenhorst bezahlt hatte.

Der junge Anspektor hatte sich nicht lange befohlen. Die Besandlung, die er von Seiten seines früheren Brotfrüher erfahren, hatte sein Selbstgefühl und seine Selbstachtung schwer verwundet. Das Gefühl der unterdrückten Kränkung und Erniedrigung brannte ihm wie eine offene Wunde, dazu kam das Bewußtsein, daß alle seine Kenntnisse und all sein Eifer, seine Thätigkeit und sein Fleiß in sei-

ner sozial niedrigen Stellung immer ein Hemmnis finden und ihn nie in den Stand setzen würden, sich zu einer Höhe emporzuarbeiten, die ihn berechtigen würde, um Gerda von Langenhorst zu werben. Er nahm also das Anerbieten an und trat zugleich mit seinem neuen Brotfrüher und dessen Tochter von Hamburg aus die Reise über den Ozean an. Anfangs Anwalt trafen sie in New York ein. Es war Mr. Blackfields Absicht gewesen, sich eine Woche in der nordamerikanischen Metropole aufzuhalten, um seinem deutschen Beauftragten einen Bericht von der Grobheit der amerikanischen Lebens zu geben, aber wichtige Telegramme, die ihn in New York in seinem Abreise-Quartier erwarteten, zwangen ihn, schon am nächsten Tage weiterzureisen. Es waren sehr niederschlagende alarmirende Nachrichten, die aus der östlich vom Brazos-River gelegenen Farm kamen. Schon seit Wochen herrschte eine grenzenlose Dürre, wie sie so oft und so anhaltend seit langem diese Gegend nicht getroffen hatten. Der Weizen und der Mais waren auf den Feldern verrottet, und nun hatte sich noch zu allem Unglück der Cottonwurm eingeschlichen, der furchtbar unter den Baumwollpflanzungen hauste und die ganze Ernte zunichte zu machen drohte.

Vier Tage und drei Nächte brachten unsere Reisenden in der eleganten und bequemen Pullmann-Car zu, die sie mit Luxusgefühlsindianer von New York nach dem weiten Westen trug. Umweit der Station, auf der die Reisenden am vierten Tage den Eisenbahnwagen verließen, begannen Mr. Blackfields Acker. Es war ein trauriger Anblick; die Felder, soweit das Auge reichte, verbrannt, und was die unarmherzige Sonne übrig gelassen, hatten die „heißste Hitze“ und der Cottonwurm zernagt und zerfressen.

Der deutsche Oekonom war entsetzt über den Umfang des Unfalls, das sich in den ungeheuren, riesigen Dimensionen bewies, die bei allen Zuständen und Verhältnissen in der „Neuen Welt“ üblich zu sein schienen. Die Arbeit eines ganzen Jahres, der ganze Ertrag der Ernte war einfach verloren. In Deutschland hätte ein solcher Schlag einen Grundbesitzer geradezu vernichtet und zugrunde gerichtet. Mr. Blackfield aber juckte mit den Schultern und ertrug das Unglück mit einer Ruhe und Gelassenheit, die den jungen Deutschen mit stiller Bewunderung erfüllte. Die Hitze war noch immer drückend, und die Sonne brannte mit einer Gluth, daß der Aufenthalt im Freien während des Tages kaum erträglich war. In dem leichten, von Holz aufgeführten Gebäude, das Mr. Blackfield mit seiner Tochter während seines gelegentlichen Aufenthalts auf der Farm bewohnte, waren Tag und Nacht Thüre und Fenster geöffnet. Da — eine Woche nach der Heimkehr des Besitzers — trat ein jäher Umsturz ein der Witterung ein. Am Verlauf weniger Stunden kühnten sich dunkle Wolkenberge am Horizont auf, und sah, in unmittelbarem Schrotfornwechsel, brach eine Sturmflut los, wie sie Herwig noch nie erlebt hatte. Sturm und Regen wütheten mit einer ebenen Partien, mitleidslos, vernichtenden Heftigkeit, wie vor ihm die Sonne ihre Schreckensherrschaft geübt hatte. Es war, als bräche eine zweite Sintfluth herein. Der junge Deutsche mochte wie betäubt und glaubte das Ende der Welt heranzukommen. Mehrere Tage und Nächte lang frönte der Regen mit wolkenbruchariger Stärke herab und überflutete Häuser und Felder, spülte die Acker aus und schwemmte den Boden ab. Es war einer jener gefährlichen, verhängnisvollen „Wassersüden“, die in den südlichen Staaten im Verlauf weniger Tage ganze Besitzungen verwüsten, ganze Vermögen vernichten, die Acker auf lange Zeit unbarbar machen und das Vieh und Gut zerstören, das Vieh tödten und sogar auch Menschenleben gefährlich wurden. Als schließlich auf dem unterworfenen Grund die Gebäude einzuklappen drohten, suchten die Farmer und ihre Leute nach der nächsten Stadt flüchten, um wenigstens ihr nacktes Leben in Sicherheit zu bringen.

Als der Ranchmann im März aus seinem Winterquartier in Dallas zur Prarie zurückkehrte, bot sich ihm ein Anblick, der noch trostloser, noch erschütternder und herzbelemmender war als der, der ihm im Sommer das Ende seiner Farm gezeigt hatte. Statt der sich frei auf der Steppe lummelnden Viehherden sah er regungslose Leichen, die an vielen Stellen zu Dutzenden umherlagen. Die meisten lagen zusammengeklammert am Boden, aus dem in den Ebenen schon wieder grünes Gras keimte, während auf den Höhen noch der Schnee lag. Andere standen aufrecht längs des Eisenbahndammes, an den sie sich geflüchtet hatten, da, wo der Tod sie erhascht hatte. Wieder andere ruhten mit erstarrten, langgestreckten Beinen auf der Seite, vom Schneesturm hingeweht. Der Verlust betrug im ganzen mehrere Tausende. Wohl zwei Drittel seiner Herde war zugrunde gegangen und der überlebende Rest befand sich in einem so elenden, ausgehung-

ten Zustande, daß es unmöglich war, sie zum Markt zu bringen. Es war ein vernichtender Schlag, der den Amerikaner aufs neue getroffen hatte; er erkannte seine Lage sofort mit klarem Blick. Die Sorglosigkeit, die grausame Rücksichtslosigkeit, die in diesem System der Viehzucht lag, rächte sich bitter an den Besitzern. Mr. Blackfield sah, daß es der Donnersturm war, der ihn ereilte und dem er nicht entronnen konnte, um so weniger, als er über nennenswerthe Baar-mittel zur Zeit nicht verfügen konnte. Bevor er vor einem Jahre seine Europa-reise angetreten, hatte er sein Baarvermögen in einer neuen Eisenbahnlinie, der Westshore-Bahn angelegt, die nach seiner Ansicht eine der vielversprechendsten war unter den fünf Konturreiselinien, die New York mit dem Hinterlande verbanden. Nun war zwischen diesen einander befehdenden Eisenbahnen ein Krieg ausgebrochen, der nur mit dem Untergange der einen oder anderen Linie enden konnte. Die ältere, mächtigere Hudson-River-Bahn, hinter der die milliardenteuere Eisenbahngigant Vanderbilt stand, hatte ihre Fahrpreise und ihre Frachttarife über die Hälfte ermäßigt und berechnete sogar noch einen nominellen Betrag, der bei weitem nicht die Unkosten deckte. Die andere Linie mußte natürlich folgen, und das vorausichtige Ende war, daß die schwächere Linie in diesem Eisenbahnkrieg unterliegen und zu Grunde gehen würde. Schon jetzt waren die Aktien der Westshorebahn unverkäuflich.

„Well, Mister Hertwig“, sagte der bankrotte Farmer und Viehhändler mit dem Gleichmuth des Nankers, dem solche Schicksalsschläge nichts Neues sind, „lassen Sie uns aegen Norden ziehen und etwas anderes suchen! I can't help it. Wir müssen mit dem moon-making wieder von vorne anfangen.“ In dem riesigen Lande mit den gigantischen Verhältnissen und der sprunghaften Entwicklung, in dem es keine Ueberdängung zu geben schien, war es ja eine alltägliche Erscheinung, daß reiche Leute von gestern heute als Hausierer oder Stiefelpuher ihr Leben fristeten. Die schwachen Reste seiner Herde verkaufte der entthronte „Westshonia“ an einen seiner tyrannischen Nachbarn, der unter dem Winter weniger zu leiden gehabt und dem größere Mittel zu Gebote standen, für ein Spottgeld und wandte der zugrunde gegangenen Ranch den Rücken.

10. Kapitel. Es hatte Hans von Langenhorst unendliche Mühe gekostet, seinem Vater die Einwilligung zu der von ihm geplanten Auswanderung nach Amerika abzurufen. Nach langem Hin- und Herreden wurde beschloffen, daß Hans allein die große Reise antreten und einen kleineren Theil des getreteten Kapitals, etwa 6000 Mark, mit hinübernehmen sollte, um damit eine Farm zu kaufen oder zu begründen. Später, wenn seine Existenz gesichert sein würde, sollten der Vater und Gerda nachkommen.

Schwer wurde dem Scheidenden der Abschied von seiner Schwester. Es war ihm nicht entgangen, daß Gerda schon seit langer Zeit still und traurig umherging und ihre Obliegenheiten im Haushalt mit der freudlosen Resignation eines Menschen verlor, der bittere Enttäuschungen hinter sich hat und hoffnungslos in die Zukunft schaut. In einer schwachen, mittelalten Stunde hatte sie seinen Fragen nicht widerstehen können, ihm einen Einblick in ihr Herz gestattet und von dem schrecklichen Austritt berichtet, der sich zwischen dem Vater und dem immer noch heimlich Verliebten in Dablow abgespielt hatte.

Hans von Langenhorst hörte der ihn überraschenden Eröffnung mit antheilnehmendem, mitfühlendem Herzen zu. Die Schicksale der letzten Wochen und Monate hatten Borurtheile und Kältegefühl schon so weit entfernt erschüttert in ihm, daß ihm der Gedanke einer Verbindung seiner Schwester mit dem ehemaligen Inspektor von Dablow nicht mit jener argenlosen Empörung erfüllte wie seinerzeit den Vater.

Anfang Mai schiffte sich der Auswanderer in Bremen auf einem der großen Dampfer des Lond ein. Der Erspatnik woeen fuhr er in der zweiten Kajüte; freilich, die Unterkunft war auch hier erträglich und die Verpflegung vorzüglich, aber er war doch selbstzufrieden, trübselige Blicke nach dem für die Passagiere der ersten Kajüte reservierten Platz des Deckes hinüber, auf dem feingeleidete Damen an der Seite munter plaudernder Herren promenierte, von deren Gesichtern die Sorolofheit und behagliche Lebensfreude strahlte.

Als peinlich empfand er es besonders am ersten Tage, daß er die kleine Kabine mit einem Reisegefäß zu theilen hatte. Doch als man erst in das offene Meer kam und sich dem lichten Auge ringsum nichts als die endlose, unendliche Wasserwüste bot, verflüchtete sich dieses Gefühl des Unbehagens mehr und mehr. Sein Robinengemose, ein junger Mann in gleichem Alter wie er, war eine hei-

tere, fröhliche Natur, die das Leben von der leichten Seite nahm und in allen, auch den alltäglichsten und widrigsten Dingen und Vorgängen noch einen Anlaß fand, eine launige, wichtige Bemerkung daran zu knüpfen. Oft, wenn Trübsinn und Muthlosigkeit den ehemaligen jungen Offizier, der einem fernen, unbekannten Land, einer unsicheren Zukunft entgegenging, befallen wollte, heiterte ihn der stets aufgelegte, optimistisch veranlagte Gefährte mit seinen Scherzen und kühnen Zukunftsplänen auf. Freilich Kohler war unermüdet, Luftschiffer zu bauen und mit ebenso großer Phantasie wie Zungenfertigkeit seinem Reizegenossen zu schildern, in welcher Weise er gedente, in dem fernen Wunderlande rasch zum reichen Manne zu werden. Von Hause aus war der junge Mann Kaufmann, war aber in Berlin schon über Jahr und Tag ohne Stellung gewesen und seinen Eltern zur Last gefallen. In seiner Noth hatte er zu allerlei Auswüchsen gegriffen, war eine Zeit Buchhandlungs- u. Reisender, Feuerversicherungs-Agent, Stadtreisender für eine Petroleum-Handlung und Schnellphotograph gewesen, hatte aber in keinem dieser Verlegenheits-Berufe seinen Unterhalt zu erwerben verstanden. Nun wollte er sein Glück in der „Neuen Welt“ versuchen. In New York hängen zu bleiben, wo einer dem andern auf die Leben trat und das Stück Brot aus den Zähnen riß, würde ihm nicht einfallen. Westwärts würde er ziehen nach Colorado, dessen Silber-Minen berühmt waren. Hier konnte er im Handumdrehen ein Kräftig werden.

Hans von Langenhorst ließ sich jedoch durch diese rosenfarbten Schilderungen seinem ursprünglichen Plan, Farmer zu werden, nicht unteren lassen. Das waren eben eineinzelne Glücksfälle, die sich nicht so bald wiederholen würden. Auf eine so baae Bälligkeit seine Zukunft zu bauen, wäre tödlich. Ammerkin half ihm das muntere, lebhaftes Gebraue seines Robinengemosen und die unverwundliche Lonne derselben über manche laneweilige, trübe Stunde hinweg, und er ließ sich die Gesellschaft des heitern Burschen gern gefallen, um so lieber, als ihn unter den anderen Mitreisenden der zweiten Kajüte kein einziger zu interessiren vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland, England und die Ver. Staaten.

Ueber die gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen Deutschlands, Englands und der Ver. Staaten äußert sich in bemerkenswerther Weise der Heidelberger Professor Dr. von Schulte-Gebirg in einer Berliner Zeitschrift. Wir entnehmen den Auslassungen dieses geistvollen Kenners des englischen und amerikanischen Wirtschaftslbens folgendes: Obgleich Deutschland den Frieden, insbesondere den Frieden mit England, will, wäre es doch verhängnisvoll, die Möglichkeit eines uns aufgewungenen Konflikt aus dem Auge zu verlieren. Ein so maßvoller und seine Worte abwägender Mann wie Balsour bezeichnet es (Januar 1910) als eine in staatsmännischen Kreisen Europas weit verbreitete Meinung, daß ein Zusammenstoß zwischen Deutschland und England früher oder später unvermeidlich sei. Die tönsernationale Partei Englands arbeitet bei den Wahlen mit Germanophobie; nicht unter allen Umständen dürfte es ihr leicht sein, die Geister loszumerden, die sie rief. England unterliegt der Versuchung, seine maritime Ueberlegenheit über uns zu benützen, so lange sie noch besteht, und den unbedeutenden Emporkömmling, den es wirtschaftlich nicht mehr niederkämpfen kann, mit Gewalt zu Boden zu schlagen. Das nächste Jahrzehnt ist die kritische Zeit, woran gelegentliche Annäherungen nichts ändern — Annäherungen, die britischerseits vielleicht den Zweck verfolgen, den Ausbau unserer Flotte zu verlangsamen. Ein solcher Krieg, in dem Frankreich nicht abseits stehen würde, entschiede über Deutschlands Zukunft.

Die deutsche Volkswirtschaft steht und fällt schon heute mit ihren weltwirtschaftlichen, insbesondere ihren überseeischen Beziehungen. Mehr als sieben Prozent des deutschen Außenhandels sind Seehandel. Die Verwüstungen, die ein unglücklicher Krieg in der deutschen Volkswirtschaft, in Industrie und Bankwesen, in Handel und Industrie anrichten würde, sind nicht zu ermessen. Auch die Landwirtschaft bliebe nicht unberührt — jäher Verlust des Zudermarktes, Beschränkung des Verbrauchs der arbeitenden Klassen gegenüber den qualifizierten Produzenten des Landwirths.

Durch den Ausbau unserer Mittel-mittel würden wir die Umangriffbarkeit zu erlangen, die der beste Schutz gegen Kriegsgefahr ist. Aber der Besitz eigener Rüstung genügt nicht. Im Ernstfall ist die wohlwollende Stellung gewisser erstklassiger Auslands-mächte von großer Bedeutung. Unter diesen Mächten stehen die Ver-

Staaten vorn an. Es genügt, folgende Fragen aufzuwerfen: Welcher Geldmarkt soll den riesigen Betrag unserer Kriegsanleihen aufnehmen, wenn nicht der amerikanische? Der heimische Geldmarkt ist gegenüber den Ansprüchen eines modernen Krieges schlechthin zu schwach. Unter welcher fremden Flagge sollen unsere Handelsschiffe Schutz gegen britische Kreuzer suchen, wenn nicht unter der amerikanischen? Mit dem fabelhaften Aufschwung Kanadas haben wir mit der Entfaltung kanadischer Seestreitkräfte zu rechnen; eine deutschfreundliche Haltung der Ver. Staaten bände sie in amerikanischen Gewässern. Schon die Aussicht auf eine so wohlwollende Neutralität der Ver. Staaten dürfte genügen, um den Engländern Angriffsgeanken gegen uns zu verleben.

Ueber wohlwollende Neutralität hinaus könnte das Bedürfnis nach Rückenbedeckung gegen die gelbe Rasse der Ver. Staaten die Bundesgenossenschaft Deutschlands wünschenswerth machen — ist doch Deutschland nicht in gleicher Weise an die gelbe Rasse gebunden wie England. Ein solches Bündnis viele schwerwiegend in die Waagschale des Weltfriedens. Dem amerikanischen Bruder gegenüber ist England durch politische Dummheit gebunden. Nicht allein Englands kanadisches Herrschaftsgebiet steht auf dem Wohlwollen der Ver. Staaten; auch die Herrschaft über den Stillen Ozean ist, nachdem achtzig Prozent der britischen Seemacht in der Nordsee verarmelt wurden, an Amerika und Japan übergegangen. Die Lage wird durch die Entwicklung der amerikanischen Seemacht befestigt. Kriegsschiffe sind Maschinen — die kostspieligsten aller Maschinen — und jede Nation kann sie in dem Maße besitzen, als es ihr gelingt, den kapitalistischen Schwerpunkt der Welt in ihr eigenes Gebiet zu rücken. Amerika, die kapitalistische Vormacht der Welt, ist in der Lage, eine Flotte allerersten Ranges aufzubauen, und es wird nicht zögern, das zu tun. Um so wichtiger ist die amerikanische Freundschaft für eine Nation wie die deutsche, deren Gegenwart zum guten Theile schon auf dem Wasser liegt.

In den Ver. Staaten als einem demokratischen Lande hängt jede große Entscheidung von der öffentlichen Meinung ab, die von der Presse und den leitenden Wochenschriften gemacht wird. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die Presse ist in den Ver. Staaten zu einer hochentwickelten Technik entwickelt. Die Engländer sind sich der Bedeutung der Presse und der Mittel zu ihrer Beeinflussung bewußt. In der amerikanischen Presse arbeiten — versteht, aber um so wirkungsvoller — englische Gelber und englische Jingo's. Sie bemühen sich mit Erfolg, dem amerikanischen Volke Deutschland als den Friedensstörer hinzustellen, — eine halbbarbarische Macht — welcher England im Interesse der Menschheit Rüstungsbeschränkungen aufzuzwingen habe. Sie verdamnen dabei die That-sache, daß eine maritime Ubristung im gegenwärtigen Zeitpunkt die Herrschaft Englands im deutschen Meere verewigen und unsere Zukunft vom Wohlwollen — vielleicht vom Wohlwollen — Englands abhängig machen würde. Demgegenüber gilt es, die öffentliche Meinung der Ver. Staaten über deutsche Verhältnisse aufzuklären und für deutsche Auffassungen zu gewinnen. Zu Hilfe kommt uns die wachsende Bedeutung des deutsch-amerikanischen Elementes, das sich deutscher Abstammung und deutschen Kulturzusammenhangs mit Stolz zu erinner beginnt. Wie Emerson, Amerikas einflussreichster Denker, an Deutschlands klassische Kultur anknüpfte, so weist heute ein Roosevelt seine Landsleute bewundernd auf Neubeutlands wissenschaftliche, wirtschaftliche und sozialpolitische Leistungen hin. Diese Sympathien werden wir jedoch nur dann in politische Werte umsetzen, wenn es uns gelingt, sie durch die amerikanische Presse in das Alltagsleben des täglichen Verkehrs umzumünzen. Ein solches Unternehmen muß in die Wege geleitet werden, ein Unternehmen, das offen und ehrlich für die Annäherung der beiden großen Schwesterationen diesseits und jenseits des Atlantik unter Benutzung der amerikanischen Publikitätstechnik einzutreten hätte. Was heute mit einigen Tausend Mark zu organisieren wäre, ist im Ernstfall mit Millionen nicht nachzuholen.

Da die jungen Helgoländer von jetzt an Militärdienst leisten müssen, so dürfte das 20jährige Jubiläum ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ihnen kaum besondere Freude machen.

Schlechte Zeiten für Taschenbeibeh: „Unser Beruf wird immer schlechter, — die Reichen fahren Auto oder Aero-plan, und was so noch herumläuft, hat lauter Hausschlüssel an der Uhrkette!“

Es ist viel leichter, das Kleine im Großen, als das Große im Kleinen zu sehen.